

Veit Heinichen

# Totentanz

Roman

ISBN-10: 3-552-05414-6

ISBN-13: 978-3-552-05414-1

Leseprobe

Weitere Informationen oder Bestellungen unter  
<http://www.zsolnay.at/978-3-552-05414-1>  
sowie im Buchhandel

## Bombenstimmung

»In Triest verschläft die Polizei sogar einen Bombenanschlag.« Die Spötter hatten leider recht, und es blieb nichts anderes übrig, als ihre Kommentare so souverän wie möglich zu übergehen und statt dessen von Spuren und Ermittlungen zu sprechen, selbst wenn man einiges hinzudichten mußte. Auch Proteo Laurenti hatte den Knall gehört, eineinhalb Stunden nach Mitternacht.

Sein Mobiltelefon klingelte, kaum daß er am Morgen unausgeschlafen in seinen Wagen gestiegen war. »Also, was ist passiert?« Laurenti brauchte einen Moment, bis er die Stimme erkannte. Die alte Freundin, Triestinerin und Journalistin bei der RAI in Rom, von der er schon lange nichts mehr gehört hatte, kam stets ohne lange Vorrede zur Sache.

Seit er sie kannte, erschreckte sie ihn mit ihren direkten, bohrenden Fragen. Vermutlich war sie deshalb so erfolgreich in ihrem Beruf, weil sie anderen keine Möglichkeit ließ, sich elegant um eine konkrete Antwort zu drücken.

»Wovon redest du?« stammelte Laurenti, auf einmal schlagwach.

»Eine Bombe? Wo? Quatsch, bei uns doch nicht. Da hat dich jemand auf den Arm genommen.«

»Proteo, verarsch mich bitte nicht. Sag einfach in aller Klarheit, daß ihr eine Informationssperre verhängt habt. Die Sache gibt schließlich zu denken.«

»Wer? Was?«

»Komm schon, Laurenti. Raus mit der Sprache: Bei uns lag es schon vor einer Stunde auf dem Ticker, und wenn es wahr ist, was da steht, dann muß bei euch kein Bombenleger Angst haben, weil die Polizei den Anschlag ohnehin erst fünf Stunden später bemerkt. Ihr seid wirklich von der ganz besonders schnellen Truppe.« Sie las ihm die Meldung der staatlichen Nachrichtenagentur vor, die keine zehn Zeilen lang war.

»Blödsinn, deine Kollegen übertreiben wieder einmal. Wenn da was Ernstes dran wäre, dann hätten sie mich noch in der Nacht aus den Federn geholt. Ich bin auf dem Weg ins Büro. Sobald ich etwas weiß, rufe ich dich zurück.« Er mochte diese Journalistin wirklich gern, doch warum mußte sie ihn mit solch einem Kram aufschrecken, noch

bevor er an seinem Schreibtisch saß?

\*

Bedrückt und verärgert war er am vorigen Nachmittag von Hrastovlje nach Triest zurückgefahren. Weshalb hatte Ẓiva ihn so schnöde abblitzen lassen? Gute Freunde! Er war doch keine sechzehn mehr. Und schließlich hatte sie immer darauf bestanden, keine engere Bindung eingehen zu wollen. So lautete ihre Abmachung, denn seine Frau hätte Laurenti nie verlassen. Er liebte Laura, und die Affäre mit Ẓiva hatte absolut nichts mit seiner Ehe zu tun. Er war glücklich verheiratet, die kleine Krise vor ein paar Jahren war längst überwunden. Proteo hatte seiner Frau umgehend den widerlichen Versicherungsmakler, mit dem sie geflirtet hatte, verziehen. Ein Ausrutscher. Damals begann aber auch seine Affäre mit der kroatischen Staatsanwältin. Doch es war von Anfang an klar gewesen, daß es eine Affäre bleiben sollte. Ẓiva selbst hatte darauf bestanden. Und heute hatte sie genau aus diesem Grund mit ihm Schluß gemacht. Laurenti hieb vor Ärger mit der Faust auf das Lenkrad von Lauras neuem Fiat.

Diesmal war an dem kleinen Übergang der Schlagbaum auf der italienischen Seite zu. Er wartete und hupte verärgert, als sich kein Grenzbeamter blicken ließ. »Die sind überall gleich«, fluchte er vor sich hin. »Egal an welcher Grenze der Welt. Überall terrorisieren sie die Reisenden mit ihrer Unfreundlichkeit. Und wehe, man macht das Maul auf. Scheißzöllner.« Er hupte länger. In seinem Dienstwagen hätte er die Sirene aufheulen lassen, dann wäre rasch Bewegung in die Sache gekommen. Aber hier passierte gar nichts. Er fragte sich, wie lange es wohl dauern würde, bis die Herren ihren Mittagsschlaf beendet hatten. Vielleicht wollten sie geweckt werden! Diesmal ließ er die Hand lange auf der Hupe. Endlich öffnete sich die Tür des kleinen Gebäudes zu seiner Rechten, und zwei Uniformierte traten heraus. Der eine hielt eine Maschinenpistole im Anschlag und baute sich vor dem rechten Kotflügel auf, während der andere Beamte langsam um den Wagen herumging, einen kleinen Moment am Heck verharnte und dann zu Laurenti kam, der mit geöffnetem Seitenfenster wartete.

»Ihren Ausweis«, sagte der Grenzpolizist.

»Ihren Ausweis, bitte«, öffte ihn Laurenti nach und reichte ihm das Dokument. »Es wurde auch langsam Zeit. Der kalte Krieg ist vorbei.«

Ohne Mimik studierte der Mann Laurentis Identitätskarte, als gäbe es da eine spannende Lebensgeschichte zu lesen. Das Dokument war gültig, das Foto so eindeutig, daß es selbst einen Analphabeten überzeugen mußte. Doch dieser Kerl mit Leseschwäche brauchte eine Ewigkeit, um die Angaben seiner Personalien auf dreizehn Zeilen, seine Unterschrift und den Stempel samt Ausstellungsdatum zu dechiffrieren.

»Was?« fragte er schließlich, ohne das Dokument aus der Hand zu geben.

»Was was?« fragte Laurenti genervt zurück.

»Was langsam Zeit wurde?«

»Sie lassen Ihre Kundschaft verdammt lange warten. Vor zwei Stunden war niemand von euch zu sehen, und jetzt ist der Schlagbaum zu, aber es kommt niemand, wenn man ihn braucht. Finden Sie das in Ordnung?«

»Öffnen Sie den Kofferraum.«

»Man sagt: Bitte. Ein bißchen Höflichkeit schadet nie. Und außerdem gibt es keine Beschränkungen des Warenverkehrs mehr, seit Slowenien in der Europäischen Union ist.«

»Öffnen Sie.« Der Beamte beharrte mit steinernem Gesichtsausdruck auf seiner Forderung.

»Das geht hier zu wie am Eisernen Vorhang, mein Herr.« Laurenti drückte den Knopf am Armaturenbrett und machte keine Anstalten auszusteigen. »Schauen Sie selbst. Aber vergessen Sie nicht, daß ich nicht die geringste Lust habe, den ganzen Nachmittag in Ihrer gesprächigen Gesellschaft zu verbringen.«

»Sie sollten auf Ihre Worte achten, Signore.« Der Grenzpolizist, der sein Sohn hätte sein können, schaute ihn trotzig an. »Das Gesetz sagt, daß wir im Verdachtsfall nachschauen müssen.«

»Und welchen Verdacht haben Sie, Herr Innenminister?«

Ein Wagen fuhr heran, der andere Mann öffnete den Schlagbaum und winkte ihn durch. Dann kam er langsam herüber, hielt aber wie bisher zwei Meter Distanz, die Maschinenpistole stur im Anschlag.

Offensichtlich wollte er dem Gespräch als Zeuge folgen.

»Und den lassen Sie einfach durchfahren? Sagen Sie dem Pistolero wenigstens, er soll seine Waffe einstecken.« Laurenti zeigte auf ihn.

»Ich tu euch schon nichts.«

»Das Gesetz regelt auch die Punkte Beamtenbeleidigung und Widerstand gegen die Staatsgewalt.«

»Ich weiß«, sagte Laurenti. »Und es regelt auch den Umgang der Beamten mit Zivilpersonen. Sie haben inzwischen mehrfach dagegen verstoßen.«

Der Mann zuckte nicht einmal mit der Wimper, sondern ging langsam zum Heck des Wagens und öffnete die Kofferraumklappe. Er warf einen kurzen Blick hinein, Laurenti hörte, wie er die Matte über dem Reserverad anhub und anschließend die Heckklappe wieder schloß. Laurenti war froh, daß Laura noch nichts in ihrem neuen Wagen deponiert hatte. Als sie ihn vor ein paar Tagen beim Händler abgeholt hatten, waren sie lange damit beschäftigt gewesen, den ganzen Kram aus dem alten Auto hinüberzupacken, und hatten sogar einen kleinen Streit, als Laurenti fragte, ob sie einen Zweitwohnsitz im Kofferraum eingerichtet habe. Aber ganz offensichtlich hielt sie den neuen Punto in Ehren und hatte den Krempel zu Hause wieder ausgeladen.

Jetzt kamen zwei Wagen aus der Gegenrichtung und wurden wieder ohne Kontrolle durchgewinkt.

»Steigen Sie aus«, sagte der Grenzer.

»Das geht jetzt schon eine Viertelstunde so, plus die zehn Minuten, die ich auf euch warten mußte. Beamtenwillkür.«

»Steigen Sie aus, habe ich gesagt.«

»Was suchen Sie eigentlich?«

Keine Antwort. Widerwillig folgte er der Anordnung.

»Was machen Sie übrigens, wenn die Grenze endgültig fällt?

Gastronomie? Betriebsberater für Serviceverbesserung?« fragte Laurenti.

Der Grenzpolizist beugte sich in den Wagen und schaute unter die Sitze, dann ins Handschuhfach, und schließlich zog er den Hebel für die Motorhaube.

»Es ist doch eindeutig, daß Sie mich schikanieren wollen.« Laurenti

war nun endgültig bedient. »Zeigen Sie mir Ihren Dienstausweis.«  
Keine Reaktion.

»Name und Dienstgrad, Dienstnummer.«

Der Kerl beachtete ihn einfach nicht. Laurenti nahm sich vor, seinen Kollegen von der Grenzpolizei nach den Ausbildungsrichtlinien zu fragen. Darin mußte ganz sicher eine Anweisung zu finden sein, die den Beamten jegliche Freundlichkeit untersagte. Noch nie in seinem ganzen Leben hatte er je einen von ihnen lächeln gesehen oder ein freundliches Wort von ihnen gehört. Danke und Bitte waren gewiß strikt verboten, und die typische Geste war ein Zeichen mit dem Kinn, mit dem die Weiterfahrt befohlen wurde. Internationaler Standard.

»Fahrzeugpapiere«, sagte der Beamte und schnippte mit dem Finger.

»Es heißt: Bitte. Ich habe es Ihnen schon einmal gesagt.« Laurenti wußte nicht, wo Laura die Papiere hatte. Er schaute hinter der Sonnenblende nach und dann im Handschuhfach. Nichts.

»Das ist der Wagen meiner Frau«, sagte er. »Ich weiß nicht, wo sie sind.« Er griff zu seinem Mobiltelefon und wollte ihre Nummer wählen.

»Wie heißt ihre Frau?«

Er nannte ihren Namen.

»Anschrift?«

»Bitte!«

»Anschrift?«

»Schauen Sie in meinen Personalausweis, verdammt noch mal. Ich habe doch gesagt, daß sie meine Frau ist.«

Der Beamte schlenderte nach vorne und öffnete die Motorhaube. Es schien, als studierte er jede einzelne Schraube. Schließlich notierte er die Fahrgestellnummer und verschwand gemächlich in dem kleinen Grenzgebäude. Offensichtlich wollte er ihm wirklich das Leben schwermachen und würde jetzt in aller Gemütsruhe und mit zwei Fingern die Daten in den Computer eingeben.

Diesmal passierten fünf Autos, ohne daß der andere Grenzer auch nur einen Blick auf die Insassen warf.

Laurenti ließ sich wieder auf den Fahrersitz fallen und rief schließlich Laura an. Natürlich hatte sie die Wagenpapiere in ihrer Handtasche.

Laurenti schnaubte wütend. Warum konnte sie sie nicht, wie jeder normale Mensch, im Auto deponieren? Jetzt hatte dieser Kleinkrämer von Grenzpolizist wirklich seinen Triumph. Und dann fragte Laura, wann er zurückkäme. Sie wartete im Büro ihres Versteigerungshauses auf ihn und brauchte den Wagen, um nach Hause zu fahren. Sie wollte sich noch umziehen, bevor sie zum Abendessen gingen. Laurenti erinnerte sich nicht, daß sie etwas vorhatten, aber jetzt wollte er sie nicht danach fragen. Er verabschiedete sich und wählte hastig die Nummer seines Büros. Marietta antwortete erst nach dem achten Klingeln. Hektisch gab er ihr die Anweisung, sofort am kleinen Grenzübergang von Prebenico anzurufen und zu intervenieren.

»Was machst du eigentlich auf der anderen Seite der Grenze?« fragte seine Assistentin. Ihre Stimme klang schnippisch.

Es war zum Heulen. Er hätte es wissen müssen. Um den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, hatte er ihn in eine andere gesteckt. Daß Marietta sich diese Chance nicht entgehen lassen würde, war klar. Wenn nicht heute, dann würde sie in den nächsten Tagen nachbohren. Obgleich sie trotz aller Bemühungen nie nachweisen konnte, daß er ein Verhältnis mit Z`iva hatte, war sie sich dessen sicher und stellte ununterbrochen Fallen, die Laurenti sorgsam zu umgehen mußte. Aber damit war es jetzt ohnehin vorbei. Seit einer Stunde. Seit Z`iva ihm den Laufpaß gegeben hatte.

Der Grenzpolizist kam wieder zurück. Zu allem anderen schien er auch Rekordhalter im Langsamgehen zu sein. Auf halbem Weg hielt er inne, das Telefon im Büro schrillte bis auf die Straße hinaus.

Schließlich machte er kehrt, beschleunigte aber trotz des Klingelns nicht. Laurenti sah, wie die Tür hinter ihm ins Schloß fiel.

Diesmal passierten sieben Fahrzeuge, ohne kontrolliert zu werden.

Und dann geschah das Wunder vom Karst: Der Grenzer rannte beinah. Laurenti fürchtete, daß er mit den Absätzen eine Bremsspur auf den Asphalt legen würde, ehe er die Hacken zusammenschlug und salutierte.

»Warum haben Sie es nicht gesagt, Commissario?« Artig reichte er ihm den Personalausweis. »Entschuldigen Sie. Ich wollte Ihnen keine Umstände machen.« Er warf seinem Kollegen einen verlegenen Blick

zu, worauf dieser die Maschinenpistole umschnallte und den Schlagbaum öffnete.

»Anordnung aus Rom. Es ist die Woche der Selbstkontrolle«, log Laurenti. »Wir überprüfen alle Beamten.«

»Ich habe mich lediglich an die Vorschriften gehalten, Commissario.« Der Kerl stand stramm wie eine Straßenlaterne.

»Kennen Sie den Vorteil des Schengener Abkommens?« fragte Laurenti, während der Mann ihn erwartungsvoll anschaute und den Kopf schüttelte. »Einer von uns beiden wird seinen Job wechseln müssen, wenn die Grenzkontrollen fallen.« Er startete den Motor und wollte die Tür schließen.

»Entschuldigung, Commissario.«

»Bitte«, sagte Laurenti.

»Danke, Commissario.«

»Es heißt: Bitte! Das sollten Sie sich umgehend angewöhnen, Agente.«

»Danke, Commissario. Aber wenn Sie gestatten, dann würde ich gerne empfehlen, daß Sie gleich das Rücklicht reparieren lassen, Commissario.« Wieder salutierte der Mann.

»Welches Rücklicht?«

»Es ist kaputt. Schade um den neuen Wagen. Bitte.«

Laurenti fuhr grußlos und mit quietschenden Reifen davon. Er war spät dran und mußte Laura das Auto zurückbringen. Ins Büro würde er an diesem Nachmittag nicht mehr gehen. Marietta hatte gesagt, daß nichts Besonderes vorlag. »Triest schläft am hellichten Tag«, meinte sie. »Es hat sich nichts verändert. Ich hoffe, daß wenigstens du dein Vergnügen hattest.«

\*

Er spürte die Aufregung bereits vor der Questura, als er aus dem Wagen stieg. Mehr Uniformierte als gewöhnlich standen vor ihren Einsatzfahrzeugen oder fuhren gerade weg. Selbst die Möwen, die stets in der Nähe der Müllcontainer auf Beute lauerten und mit ihrem spöttischen Geschrei den dichten Verkehr übertönten, hatten sich in sicherer Entfernung auf den Stufen des Teatro Romano niedergelassen wie zahlende Gäste bei der Aufzeichnung einer Soap opera. Laurenti war schnell auf dem laufenden und eilte die drei



Treppen hoch in sein Büro. Pina Cardareto, die ehrgeizigste Inspektorin in seiner Abteilung, hatte die Sache in die Hand genommen, war bereits vom Tatort zurück und telefonierte mit den Spezialisten vom Erkennungsdienst, als er hereinstürmte. Sie machte ein Zeichen, daß sie in sein Büro käme, sobald sie aufgelegt hätte. Die Kleine war eifrig, das gefiel Laurenti. Warum sollte eigentlich er sich immer mit allem herumschlagen, wo es doch Kollegen gab, die nach oben strebten? Ein bißchen erinnerte sie in ihrem Engagement an seine Anfänge, als er, nach weiß der Teufel wie vielen Versetzungen, in Triest gelandet war und sich in seinem ersten großen Fall gleich eine blutige Nase geholt hatte. Aber das war lange her.

Wie jeden Morgen brachte Marietta ihm mit einer Tasse Espresso gleich die Liste der zu erledigenden Dinge sowie den Bericht des Streifendienstes von der letzten Nachtschicht. Der Bombenanschlag dominierte alle Aufzeichnungen, doch über ihn würde er sich von Pina aus erster Hand berichten lassen. Laurenti überflog die restlichen Meldungen, aber abgesehen von drei Anrufen wegen Lärmbelästigung vor der »Malabar« auf der Piazza San Giovanni, die ihm gleich ins Auge fielen, war nichts Erwähnenswertes verzeichnet. Warum litten die Spießer eigentlich immer und überall an Schlaflosigkeit? Die Konjunktur war im Keller, das Wirtschaftswachstum stagnierte, die Arbeitslosigkeit stieg – doch daß in Triest jemand vor Sorgen keinen Schlaf fand, hielt Laurenti für unmöglich. Die Stadt war wohlgenährt und erst vor kurzem von der wichtigsten Finanzzeitung auf Platz eins in Sachen Lebensqualität gewählt worden. Worüber regten sich die Leute also auf? Am vergangenen Abend war er mit seiner Frau auf der Piazza San Giovanni gewesen, wo unter dem Motto »Haute Cuisine auf der Piazza« bewiesen werden sollte, daß auch gutes Essen einfach zuzubereiten war. Ihr Sohn Marco ging bei der Veranstaltung Ami Scabar zur Hand, die eine der vier international renommierten Küchenchefs war: Außer der Triestinerin hatten noch der Spanier Antonio Gras aus Murcia, die Katalanin Montsé Estruch aus Barcelona und Tomaz Kavc̃ic̃ aus dem Vippachtal ihr Können unter Beweis gestellt. Marco hatte gerade das erste Ausbildungsjahr hinter

sich und war nach wie vor von seiner Berufsentscheidung begeistert. Seinen Eltern hatte er seit Wochen voller Stolz die Idee des Abends vorgetragen, bei dem er assistieren durfte, sowie Freikarten für sie besorgt. Selbst der Himmel riß auf, und die schweren Wolken, die am Nachmittag noch über der Stadt gehangen hatten, entluden sich nur über dem Hinterland. Ab Mitternacht leerte sich die Piazza allmählich, endlich kamen auch die Köche zum Essen, und Walter, der Wirt der »Malabar«, entkorkte die besonderen Flaschen, die er für die Kollegen reserviert hatte. Als etwas später die dumpfe Detonation aus nicht allzu großer Entfernung zu hören war, schauten alle nur kurz auf und wandten sich rasch wieder ihren Gläsern und Gesprächen zu. Mit dem ersten Licht der Morgendämmerung fuhren die Laurentis stadtauswärts nach Hause. Mit Verkehrskontrollen war um diese Zeit kaum mehr zu rechnen.

»Der Questore hat eine Sitzung für zehn Uhr anberaumt, der Präfekt um Mittag«, sagte Marietta, »ich nehme an, der Chef will euch einstimmen, bevor es zum Oberchef geht. Sonst gibt's nichts, außer daß ich gerne den Nachmittag freinehmen würde, wenn einmal in dieser Saison die Sonne scheint.« Marietta nahm seine Tasse und stand auf.

»Wird das Sonnenbaden am Nudistenstrand mit den Jahren nicht ein bißchen unästhetisch?« murmelte Laurenti, warf Marietta einen hämischen Blick zu und griff nach den Akten auf seinem Tisch. »Ich meine, ihr kennt euch alle doch seit einer Ewigkeit.« Seit Jahren zog er sie mit ihrer Leidenschaft nach nahtloser Tiefenbräunung auf, und seit Jahren war sie davon überzeugt, daß er nur eifersüchtig war.

»Das hängt ganz von der Begleitung ab, Chef.« Marietta setzte eines ihrer charmantesten Lächeln auf und schloß die Tür hinter sich.

»Hast du schon wieder einen Neuen?« rief Laurenti hinter ihr her. Die Tür öffnete sich wieder, Marietta lächelte verwegen. »Einen guten alten und einen wilden neuen. Wer zu spät kommt, der hat keine Geschichten. Und warum sollt eigentlich nur ihr Männer Spaß am Leben haben? Ich habe viel von dir gelernt, Proteo.«

Dann war die Tür endgültig zu. Laurenti kannte seine Assistentin länger als seine Frau. Und er hatte sich auch damit abgefunden, von ihr durchschaut zu werden. Sie wußte alles über ihn, auch wenn er

sorgfältig darauf achtete, sich nicht zu verraten. Und beizeiten meinte sie sogar, seine Geheimnisse schon von seiner Laune ableiten zu können. Es hatte keinen Sinn, sich dagegen zu wehren. Doch diesmal konnte sie noch nicht auf dem laufenden sein. Es war ihm schon immer leichter gefallen, die schlechten Nachrichten besser zu verheimlichen als die guten. Laurenti sah Z̃iva vor sich, wie sie ihm gestern in dem leeren Gasthaus bei Hrastovlje charmant lächelnd den Laufpaß gegeben hatte.

Er schüttelte heftig den Kopf, als könnte er sich damit von diesem Gedanken befreien, und überflog lustlos die Seiten über die Bombenexplosion der letzten Nacht, als Pina hereinstürmte. Wach, ausgeschlafen, unverkatert und ehrgeizig. Sie würde sicher eine steile Karriere machen, an Laurenti vorbeifliegen wie ein Ferrari an einem Cinquecento, und hoffentlich nie so rasant befördert werden, wie sie es anstrebte, solange Laurenti noch nicht pensioniert war.

Kleingewachsene Chefs waren überall unerträglich. Aber die Inspektorin hatte in ihrer persönlichen Karriereplanung gewiß das Innenministerium als unterste Karrierestufe im Kopf, wenn sie nicht gar Päpstin werden wollte oder Chefin einer Weltbehörde zur Ausrottung alles Bösen.

Pina legte ungefragt los. Laurenti wußte, daß sie kein Detail auslassen würde. Er gab seinem Stuhl einen Stoß, rollte einen Meter zurück, legte die Füße auf die Schreibtischplatte und verschränkte die Arme hinter seinem Kopf.

»Die M75 ist ein Relikt der Doppelmonarchie, bereits 1909 wurden Granaten dieser Bezeichnung hergestellt und in den Folgejahren weiterentwickelt. Hier handelt es sich um eine Splittergranate, die im ehemaligen Jugoslawien produziert wurde, in Bugojno in Zentralbosnien. Sie hat einen Kunststoffmantel, aus dem bei der Explosion zweitausendfünfhundert Kugeln schießen. Sie ist nicht so wahnsinnig laut, aber die Detonationskraft enorm. Gegen ein Uhr dreißig wurde sie von der Scala dei Giganti oberhalb der Einfahrt der Galleria Sandrinelli gezündet und, der Entfernung nach zu schließen, von einem vermutlich guttrainierten Mann auf die Via Pellico hinuntergeworfen. Man kann von Glück sagen, daß in diesem Moment kein Wagen aus dem Tunnel kam. So wurden lediglich drei

geparkte Autos demoliert und die Haustür des Palazzo, vor dem sie losging.«

»Und warum hat man das erst fünf Stunden später bemerkt? Das Ding explodierte schließlich nicht in der Peripherie, sondern in der Stadtmitte.«

Pina versuchte erst gar nicht ihr Grinsen zu verstecken. »Außerhalb wäre es sofort gemeldet worden. Aber hier? Nicht nur, daß es gerade vierhundert Meter zur Questura sind, in dem Haus wohnt auch noch ein hochrangiger Kollege. Selbst er hat nichts bemerkt. Das kann auch nur in Triest passieren, wo jedem alles scheißegal ist, solange es nicht ihn selbst betrifft.« Pina, die aus einer kleinen kalabrischen Landgemeinde stammte, hatte die Vorzüge der Stadt noch immer nicht zu schätzen gelernt.

»Da explodiert mitten im Zentrum eine Granate, und niemand kriegt das mit?« Laurenti schüttelte ungläubig den Kopf. »Haben Sie mit den Streifenbeamten gesprochen? Dem Leiter des Schichtdienstes?«

»Die schlafen jetzt. Das genügt am Nachmittag.« Pina hatte im Gegensatz zu ihrem Chef Mitgefühl für die rangniedrigeren Kollegen. Ihre Mundwinkel zuckten leicht, sie hielt einen Augenblick inne, bevor sie fortfuhr. »Übrigens war das höchstens zweihundert Meter von der ›Gran Malabar‹ entfernt, in der Sie zu der Zeit noch gesehen wurden, Chef.«

Laurenti nahm abrupt die Füße vom Tisch, stützte die Ellbogen auf und beugte sich zu Pina hinüber. Es gefiel ihm nicht, wie sie das Wort »Chef« ausgesprochen hatte. »Und was wollen Sie damit sagen?« fragte er.

»Daß nicht einmal Sie die Explosion gehört haben«, sagte Pina leicht errötend.

Laurenti winkte ab. »Also, fahren Sie fort, der Questore hat für zehn Uhr eine Sitzung anberaumt. Gibt es einen Zusammenhang mit den Schießereien der letzten Wochen?«

Pina hob die Achseln. »Nicht auszuschließen.«

»Hat nicht dieser Kollege, vor dessen Haustür das Ding explodiert ist, in der serbischen Gemeinde ermittelt?«

»Ich würde nicht behaupten wollen, daß es ihm gegolten hat, nur weil die Granate aus dem ehemaligen Jugoslawien stammt. Bis vor ein

paar Jahren war es nun wirklich ein leichtes, an deren ehemalige Armeebestände zu kommen.«

»Aber ausschließen können Sie das auch nicht.«

»Die Kollegen vom Streifendienst sind übrigens nicht glücklich darüber, daß ihnen die Ermittlungen entzogen und uns übertragen wurden.«

»Ich wette, daß auch Ihre Kollegen nicht darüber glücklich sind«, sagte Laurenti. »Fahren Sie fort.«

Pina faßte zusammen, was er ohnehin schon wußte. Doch Laurenti ließ sie reden. Vor kurzem war in der Via Vecellio auf einen Wagen geschossen worden, wobei zwei der fünf Insassen verletzt wurden. In Triest lebende Serben, die bereits vor Jahren in eine Ermittlung wegen Drogenschmuggels aus Bulgarien verwickelt waren. Beide befanden sich inzwischen außer Lebensgefahr, doch reden wollten sie nicht. Sieben Tage später dann Schüsse auf das Wohnungsfenster eines Sizilianers, der ebenfalls die Klappe hielt. Nach anfänglichen Spekulationen der Tagespresse darüber, was in »Balkantown«, dem Viertel nahe dem Ospedale Maggiore, vor sich ging, wobei von Vendetta, Schutzgeld, Mafia und Camorra zu lesen war, gab es nur eine Gewißheit. Sowohl der Serbe als auch der Sizilianer waren im Baugewerbe tätig. Wahrscheinlich handelte es sich um den Anschlag eines unzufriedenen Kunden.

Natürlich fiel zunächst einmal ein schlechtes Licht auf alle Serben. Die Presse sprach von offiziell sechstausend Mitgliedern dieser Gemeinde in der Stadt, die seit dem Balkankrieg aber mindestens fünfzehntausend Köpfe zählte, die alle verzweifelt versuchten, in Westeuropa ein besseres Auskommen zu erwirtschaften. Morgens standen oft Hunderte Männer an der Piazza Garibaldi, in der Hoffnung, sich für Hungerlöhne verdingen zu können, und sogar von fremdenfeindlichen Hetzern angeheuert wurden, wenn es nur darum ging, Geld zu sparen.

Laurenti hörte sich Pinas Bericht zu Ende an. Für die Sitzung wußte er genug. Es war absehbar, daß der Chef sich mit leerem Gesicht informieren lassen und anschließend die Anordnung geben würde, in den nächsten Wochen wiederholt Razzien in Balkantown durchzuführen, eventuell sogar in Zusammenarbeit mit

Spezialeinheiten, die er von außen rufen würde. Es war klar, daß dabei nichts herauskommen würde, außer der Ausweisung einer Handvoll verzweifelter Menschen, die keine offizielle Aufenthaltsgenehmigung hatten. Die, um die es wirklich ging, würden mit Sicherheit nicht ins Netz gehen. Wer wußte schon, wer sie waren? Sie wurden meist rechtzeitig gewarnt und waren nicht so blöde, bei einer normalen Razzia aufzufliegen. Da erwischte es immer nur jene, für die der ganze Aufwand nicht lohnte und für die sich unter normalen Umständen ohnehin niemand interessierte, außer als Billigarbeiter. Das alte Lied.

Obwohl alles gesagt war, machte Pina keine Anstalten, sein Büro zu verlassen. Die Inspektorin blieb einfach sitzen, nur ihr Blick hatte sich verändert. Die ganze Lebhaftigkeit war einer unübersehbaren Bedrücktheit gewichen. Sie hielt sich mit verkrampften Händen an der Sitzfläche ihres Stuhls fest, als hätte sie Angst abzuheben. Die Sehnen zeichneten sich deutlich auf ihren kräftigen Armen ab.

»Ist noch was?« fragte Laurenti mißtrauisch.

»Ich brauche Ihren Rat«, sagte Pina leise. »Ganz privat.«